Jenseits des Meeres

von Alexander Jakob (alias Siebenstreich)

*Eigentlich unterscheidet sich der neue Kontinent nicht so stark von der Heimat, die wir verlassen haben.*

Als wir aufgebrochen waren, hatten wir schwüle Luft, das endlose Grün des Dschungels und riesige Schwärme an Moskitos hinter uns gelassen. Doch dieses Land schien genauso drückend, undurchdringlich und blutgierig zu sein. Aber vielleicht war das auch gut so. Immerhin sollten wir uns dann wenigstens wie Zuhause fühlen, auch wenn vieles anders war. In unserer Heimat war ich ein Sklave gewesen. Ok’Ole, seit Kindertagen mein Freund, war zwar ein freier Mann, aber auch nur ein Knecht, ohne Chance auf gesellschaftlichen Aufstieg. Doch hier würden wir neu anfangen können, und dies war auch der Grund, wieso wir uns auf diese lange, gefahrenvolle Reise begeben hatten. Denn auch für so einfache Utulus wie uns zwei würde es hier einen Platz geben.

Drei Monate hatten wir auf See zugebracht. Die beklemmende Enge und die dadurch fehlende Privatsphäre waren zwar am Anfang sehr schwer zu ertragen gewesen, doch mittlerweile hatten wir uns alle daran gewöhnt. Auch das stete Trommeln, das den Ruderern den Takt vorgeben sollte, war ungewohnt und zehrte an unseren Nerven. Viel schlimmer jedoch waren die Hitze, die harte Arbeit und die fehlende Körperpflege gewesen. Ich hatte das Gefühl, dass ich nie wieder wirklich sauber sein würde, selbst wenn ich einen Monat lang jeden Tag ein Bad mit Seife nehmen würde.

Doch nun, da wir unser Ziel erreicht hatten, glaubte ich, dass es die Mühen und Entbehrungen wert sein würde.

Als das Land gesichtet worden war, hatte zunächst Misstrauen geherrscht. Zu oft hatte der Ausguck bereits Land gesichtet, zu oft waren wir enttäuscht worden. Doch dies war keine trügerische Sandbank, auf die wir bei Ebbe auflaufen konnten. Es war auch kein kleines Eiland, das außer ein paar Felsen und Krebsen leer war. Nein, dies war Festland. Küste, so weit das Auge reichte. Die seltsamen Schreie uns unbekannter Tiere hießen uns nach der langen Zeit auf See willkommen. Exotische Vögel kreisten um unseren Mast, während sie auf der Jagd nach Fischen waren. Fische! Wenn die Götter gnädig mit mir wären, hätten sie mich schon längst zu sich berufen, denn auf unserer langen Reise waren die kiemenbewehrten Bewohner des Meeres die einzige frische Speise, die wir an Bord hatten und ich hoffte, nie wieder eines dieser glitschigen Viecher essen zu müssen. Aber ich fürchte, bis wir es geschafft haben würden, essbare Wurzeln und Beeren und genügend Wildbret zu finden, wären wir weiterhin auf den Reichtum der unendlichen Meere angewiesen. In der Not verlässt man sich auf das, was man wirklich kann, hatte meine Mutter immer gesagt. Eine kluge Frau, obwohl sie auch nur eine Sklavin gewesen war.

Nun, da wir uns dem neuen Kontinent näherten, schwappte überschwängliche, fast kindliche Freude wie eine Flutwelle über das Deck. Einige fielen auf die Knie und dankten den Göttern für ihre Gnade und dass die entbehrungsreichen Wochen endlich ein Ende hatten. Wieder andere musste daran gehindert werden, in die Fluten zu springen und das Festland, das trotz der Sichtweite immer noch meilenweit entfernt war, schwimmend erreichen wollen. Doch der Großteil war damit beschäftigt, sich ehrfürchtig vor unserem Kapitän zu verbeugen.

Dieser stand, einen Arm auf den Mast gelehnt, den Anderen in die Hüfte gestemmt, an Deck, die schwarzen Locken im Wind wehend und schien mit jedem Zentimeter seiner sonnengebräunten Haut wie die Sagengestalt, die er sicher einst werden würde. Es war es gewesen, der diese Expedition geplant hatte, aber nicht aus Geldgier oder Entdeckerdrang. Nein, er war ein religiöser Mensch, der eigentlich streng nach den Geboten des Götterfürsten lebte. Doch leider hatte er die gleiche Schwäche wie alle Männer. Seine Liebe zu einer Frau hatte ihn von seinem Gott entfremdet. Nun war sie tot, vor ihrer Zeit abberufen, um ihn zu bestrafen. Viele munkelten insgeheim, dass er diese Reise als Buße für seine Verfehlungen ansah. Doch manchmal ist es egal, warum etwas getan wird. Hauptsache, es wird getan. Und unser Kapitän hatte einiges vollbracht. Ihm war es tatsächlich gelungen, uns all die vielen Meilen weit sicher ans Ziel zu führen. Zu einem Kontinent, von dem weite Teile unserer Zivilisation nach wie vor annahmen, er existiere nur in den Geschichten, die betrunkene Seemänner sich auszudenken pflegen, wenn sie an Land sind. Vielleicht zeigen sie so ihre Sehnsucht nach dem Meer.

Als wir schließlich vor der Küste ankerten, konnten wir uns alle nicht mehr zurückhalten. Einer nach dem anderen sprangen wir in die warmen Fluten, dem verheißungsvollen Land entgegen. Und ja, es war einer der glücklichsten Momente in meinem Leben, als die Bucht flacher wurde und meine Füße den sandigen Grund berührten. Ich watete durch das seichte Wasser, kam allerdings nicht weit, bevor ich vornüber stürzte. Meine Beine hatten sich so an das ständige Schaukeln der Holzplanken gewöhnt, dass ich auf festem Boden kaum stehen konnte, also schleppte ich mich, teils auf meinen wackligen Füßen, teils auf allen Vieren, zum Strand. Dort ließ ich mich kraftlos, aber unendlich erfreut auf den weißen Sand fallen. Myriaden winziger Körner, die das komplette Ufer auf eine Breite von fast 3 Mannslängen bedeckten und das Grün des Waldes und das Blau des Meeres fein voneinander trennten wie eine von den Göttern gezogene Grenze. Während ich vergeblich versuchte, die feinen Partikel durch meine von Wind und Wetter gegerbten Hände rinnen zu lassen – durch das Schwimmen im Meer klebte der Sand stattdessen an meinen Finger fest – sah ich, dass sich auch die Anderen erst einmal zur Ruhe legten. Nur einige wenige, von Abenteuerlust, Forscherdrang oder jugendlichem Übermut getrieben, machten auch schon ein paar unsichere Schritte in den Dschungel. Für meinen Geschmack war es dazu aber noch viel zu früh. Was auch immer in diesem Dickicht lauern mochte: wenn es gefährlich wäre, würden wir noch früh genug damit kämpfen müssen. Wenn es kostbar wäre, würde es auch morgen noch dort sein. Und alles andere war mir in diesem Moment egal.

Ich hörte ein Schluchzen. Als ich langsam und vorsichtig den Kopf drehte, sah ich Ok’Ole neben mir liegen. Er weinte, doch ich konnte nicht sagen, ob vor Glück oder Traurigkeit.

Als er sah, dass ich ihn beobachtete, versuchte er, den Tränenfluss zu unterdrücken, aber nicht aus Scham, wie ich zuerst dachte, sondern um sich zu sammeln und ein paar Worte sprechen zu können.

„Vater hat immer gesagt, in seiner Jugend sei er viel unterwegs gewesen und habe überall seine Spuren hinterlassen.“

Schluchzend deutete er auf die nassen Abdrücke, die seine Füße im Sand hinterlassen hatten.

„Nun habe ich selbst meine Spuren hinterlassen. Wenn er nur noch leben würde und das sehen könnte. Er wäre so stolz auf mich“

Keine Stunde später rief uns der Kapitän zusammen. Als wir in einer Reihe vor ihm standen und salutieren, fing er mit tiefer, geübter Stimme an zu singen. Es war ein Danklied an die Götter, sofort fielen wir alle mit ein. Und auch wenn ich selten solch eine Ansammlung von rauen Kehlen gehört habe, war es doch Musik in meinen Ohren. Denn es zeigte mir, dass wir eine Gemeinschaft waren, geschmiedet von den Wogen. Während wir voller Inbrunst sangen, hob unser Anführer die Standarte hoch über den Kopf und rammte sie mit aller Kraft in den Boden. Der Götterfürst würde stolz auf ihn sein, und das wusste er, denn er lächelte. Hoffte er, an diesem Ort, fern der Heimat, die Liebe wiederzufinden? Vielleicht war es sogar möglich. Wer konnte schon sagen, welche Wunder uns hier noch erwarteten?

Nach der offiziellen Inbesitznahme des Landes war es mit unserem Müßiggang aber auch vorbei. Viele grummelten, als sie mit Äxten und Haumessern bewaffnet in das undurchdringliche Dickicht des Dschungels eintraten. Doch sie wussten, dass wir möglichst bald eine Bleibe brauchten, ein Dach über dem Kopf gegen die unbarmherzig auf uns herabbrennende Sonne und den unerbittlichen Regen, der sicher auch bald auf uns niedergehen würde. Wie sonst sollten all die Bäume hier gedeihen können?

Ok’Ole und ich blieben am Strand zurück und halfen, die Ladung des Schiffes zu löschen. Wir waren keine Krieger oder Jäger, also waren wir nicht auf die Erkundungstrupps eingeteilt. Vermutlich war dies unser Glück, denn nach all den Wochen auf hoher See gab es kaum noch etwas aus dem hölzernen Bauch unseres Gefährts zu holen. Die Nahrungs- und Wasservorräte waren leer und auch die Ersatzmaterialien für das Schiff größtenteils aufgebraucht worden. Nur ein paar Nutztiere und Werkzeuge musste noch an Land geschafft werden. Darum waren kaum zwei Stunden vergangen, als wir uns am Strand niederließen und die ungewohnte Ruhe genossen.

Obwohl ich die Augen geschlossen hatte, konnte ich förmlich sehen, wie aufgeregt Ok’Ole war. Seit seinem Gefühlsausbruch am Strand war er wie verwandelt. Auf der Überfahrt war er schweigsam gewesen wie ein Stein, aber kaum, dass wir festen Boden unter unseren Füßen hatten, schwärmte er ununterbrochen von der verlockenden Fremdartigkeit dieses Landes. Die Abenteuerlust war ihm quasi ins Gesicht geschrieben. Im Moment saß er zwar auf einer Holzkiste, aber die Rastlosigkeit, die in ihm tobte, war dennoch deutlich zu sehen. Vor lauter Tatendrang wippte er mit seinem rechten Fuß hin und her, als könne er damit die Zeit, bis wir schließlich selbst in den Dschungel aufbrechen würden, verkürzen.

„Was meinst du, ob es hier wohl Eingeborene gibt?“

Ich antwortete nicht auf seine Frage, denn ich konnte ihm nichts sagen, was er nicht selbst schon wusste. Außer den Sagen und Mythen hatte auch ich keine genaueren Informationen zu diesem Land. Aber wir würden sicher bald wissen, welche der Legenden wahr und welche bloß erfunden waren, sobald die ersten Jagdtrupps zurückkommen würden. Ich schaute hoch zur Sonne, um abschätzen zu können, wie viel Zeit vergangen war, seit die Anderen aufgebrochen waren. Irritiert blinzelte ich in die Helligkeit. Das Praiosauge hatte sich bewegt, seit ich das letzte Mal danach gesehen hatte, aber in die falsche Richtung. Die Sonne wanderte zwar von Ost nach West, aber dazwischen genau umgekehrt über das Firmament. Schon während der Überfahrt hatten wir beobachtet, dass der Praiosschild immer höher zu steigen schien, bis er schließlich direkt senkrecht über uns gehangen hatte. Anscheinend waren wir darunter durchgefahren, wie durch einen Torbogen, und befanden uns nun auf der anderen Seite. Wahrlich, in diesem Land gab es vieles zu entdecken.

Tares musste sich zusammenreißen, die juckende Stelle nicht zu kratzen, denn das wäre nicht gut gewesen. Vor drei Tagen hatte der junge Eingeborene beim Kampf mit einer Raubkatze eine tiefe Wunde am Rücken davongetragen, und obwohl sich der Schamane sofort seiner angenommen hatte, wollte der Schnitt nicht gut heilen. Das mit Salben ausgestrichene Blatt, das auf sein Schulterblatt geklebt worden war, verhinderte zwar, dass die unzähligen Stechmücken das Blut rochen, aber dafür kratzte es bei jeder Gelegenheit unangenehm über das wunde Fleisch.

Doch trotz seines angeschlagenen Zustandes hielt Tares tapfer Wache. In seinem Volk galt Schmerzempfindlichkeit als Schwäche. Außerdem standen schwere Zeiten bevor; der Schamane hatte eine Vision gehabt, dass Fremde über das unüberwindliche Meer kommen und das Land in Besitz nehmen würden, und sein Stamm nahm diese Warnung ernst. Jeder Mann und jede Frau hatte dabei seinen oder ihren Dienst zu tun, also auch Tares. Er hatte am Strand, ganz am Rande ihres Stammesgebietes, Stellung bezogen, zusammen mit Plâne.

Leider hatten sich die Befürchtungen des Schamanen als richtig erwiesen. Am Morgen hatten die beiden mit ansehen müssen, wie Fremde auf einem riesigen, hölzernen Ungetüm über das Meer gesegelt und sich anschließend wie eine Horde Ameisen daraus auf das Land ergossen hatten. Obwohl sie ähnlich aussahen wie sie – auch wenn ihre Hautfarbe anders war – so schienen sie doch das Laufen erst noch lernen zu müssen, denn sie wankten unsicher an Land und brachen dort einer nach dem anderen zusammen. Tares hatte Plâne losgeschickt, den Stamm zu warnen. Er selbst war geblieben, und hatte beobachtet, wie sich die Fremden dann doch auf zwei Beine erhoben, gesungen und eine Flagge in den Sand gerammt hatten. Anschließend war der Großteil von ihnen in den Dschungel aufgebrochen, und nur eine Handvoll war am Strand zurückgeblieben und hatte viele unbekannte Tiere an Land geschafft. Tares war so sehr in die Betrachtung der fremden Wesen, Menschen wie Tiere gleichermaßen, versunken gewesen, dass er unvorsichtig geworden war.

Denn wie er nun feststellte, hatte seine rechte Hand diese Gelegenheit genutzt, um sich unbemerkt auf die Wunde zu legen und daran zu kratzen. Mit einem lauten Fluch wies er seine ungehorsamen Finger zurecht – und verriet seine Anwesenheit zwei Fremden, die in der Nähe gesessen und in der Sonne gedöst hatten.

Als einer von ihnen mit dem Finger auf ihn deutete, sprang der Eingeborene sofort auf und rannte los. Leider platzte die Wunde durch die ruckartige Bewegung wieder auf, Blut sickerte hervor. Mit jedem Tropfen, der seinen Körper verließ, spürte Tares, wie er schwächer wurde. Er hatte kaum hundert Schritte getan, als er kraftlos zusammenbrach.

Als hätte ihn die Worte Ok’Oles herbeigerufen oder gar erschaffen, war unvermittelt der Ruf eines Eingeborenen aus dem dichten Dschungel ertönt. Ein menschlicher Laut, in welcher Sprache auch immer, aber doch vollkommen anders als die übliche Geräuschkulisse des Waldes. Ok’Ole hatte den Urheber des Schreis auch schnell entdeckt, doch als er auf ihn deutete, wandte sich dieser zur Flucht. Sofort machte sich mein Kumpan an die Verfolgung, und ich heftete mich an seine Fersen. Ich versuchte, Ok’Ole von seinem Vorhaben abzubringen, aber er war von der Vorstellung, einen leibhaftigen Ureinwohner entdeckt zu haben, wie berauscht. Also folgten wir dem Eingeborenen tiefer in das Dickicht, mit jedem Schritt hoffend, nicht in einen Hinterhalt zu geraten.

Die Verfolgungsjagd war zwar nur kurz, aber dennoch anstrengend für uns, die wir seit Monden kaum zehn Schritt hintereinander hatten tun können. Doch scheinbar hatte der Lauf auch an den Kräften des Eingeborenen gezerrt, denn er wurde immer langsamer und brach schließlich zusammen.

Binnen Sekunden waren wir heran. Der Eingeborene sah aus wie wir, und doch anders. Er trug angesichts der schwülen Hitze kaum etwas am Leib, nur ein Stück Leder verdeckte sein Gemächt. Seine langen dunklen Haare hingen verfilzt in sein Gesicht, den primitiven Holzspeer hatte er bei seinem Sturz fallen gelassen. Er lag leblos auf dem Rücken, war aber bei Bewusstsein, wie ich anhand seiner rastlos umherwandernden Augen erkennen konnte.

Ächzend öffnete Tares die Augen. Deutlich zeichneten sich die dunklen Silhouetten der Fremden über ihm ab. Er konnte jedoch nicht erkennen, ob sie drohend oder mitfühlend über ihm aufragten. Was ihm dafür deutlich bewusst wurde, war, dass er sterben würde. Die Wunde an seinem Rücken war aufgerissen und er merkte, wie das Leben warm aus ihm heraussickerte und gierig vom trockenen Boden aufgesaugt wurde.

Eben noch voller Tatendrang, war Ok’Ole nun scheu wie ein Kind, kaum dass der Eingeborene direkt vor uns lag. Scheinbar hatte er sich das erste Zusammentreffen unserer Völker anders vorgestellt. Er schubst mich an, dass ich etwas sagen sollte.

Ich warf ihm einen bösen Blick zu, räusperte mich aber. Ich deutete hinter mich, zurück zum Strand.

„Wir kommen von weit her. Von einem Kontinent weit im Süden. Wir sind Utulus von Uthuria. Wie nennt dein Volk sich und sein Land?“

Der Eingeborene schien kaum noch die Augen aufhalten zu können und mich nicht mehr zu hören. Ich kniete mich neben ihn und wiederholte meine Frage. Aus nächster Nähe hatte ich nun die Gelegenheit, den Mann besser zu betrachten. Mir fiel auf, dass die Haut unter der Schmutzschicht bronzefarben war, während meine Haut eher schwarzem Onyx ähnelte. Außerdem bemerkte ich, dass Blut unter dem Rücken des Ureinwohners hervorquoll. Anscheinend hatte er sich auf der Flucht verletzt, und anhand der schieren Menge der rötlichen Flüssigkeit wusste ich instinktiv, dass er bereits auf dem Weg zu den Göttern war.

Tares konnte kaum noch die Augen offen halten. Irgendetwas wollte ihm der Fremde sagen, aber der Eingeborene konnte sich kaum darauf konzentrieren. Es schien, als sei sein Verstand in der Sonne endgültig verdampft. Selbst als der Fremde neben ihm niederkniete und seine Worte und Gesten wiederholte, wollte es ihm nicht gelingen, sich einen Reim darauf zu machen.

„A’Wen Thuryen,“ sagte Tares leise, bevor die Dunkelheit ihn umfing. In der Sprache seines Volkes, das später einmal Kemi heißen sollte, bedeutete das: *Ich verstehe dich nicht*.

Kurz darauf war der Mann tot. Ich schloss seine Augen und stand auf. Ok’Ole starrte mich mit aufgerissenen Augen an.

„Was hat er gesagt?“

„Dieser Kontinent heißt Aventurien.“

„Das müssen wir sofort Kapitän Obaran sagen.“

Ich nickte, und gemeinsam machten wir uns auf den Rückweg. Tausend Gedanken gingen mir durch den Kopf, doch einer von ihnen war dominierend: kaum hatten wir einen Ureinwohner getroffen, starb dieser unerklärlicherweise zu unseren Füßen.

Ich zeichnete mit der Hand eine Sonne in die Luft, das Zeichen Praios‘, des Götterfürsten, unter dessen Flagge wir gesegelt waren.

*Hoffentlich ist das kein schlechtes Omen.*